

Predigt am 17. Mai 2015 (Exaudi) in der Evangelischen Universitätskirche Münster
Moritz Gräper

Liebe Universitätsgemeinde,

Geht es Ihnen wie mir? Glauben Sie auch trotzdem? Glauben Sie auch trotz der Welt, die Sie umgibt?

Bei mir ist es so. Ich glaube trotz der Welt, unserer Wirklichkeit, die zur gleichen Zeit „wahnsinnig schön, aber auch sehr, sehr traurig ist“ (Olli Schulz). Das fällt mir nicht immer leicht. Das sinnvolle, hilfreiche und gelingende in meinem Leben lässt mich dankbar sein. Das sinnlose, ungerechte und scheiternde macht mich ratlos und verzweifelt.

Wie schön ist es, verschiedene Länder zu bereisen und die unterschiedlichsten Menschen, Kulturen und Religionen kennenzulernen. Wie traurig ist es zur gleichen Zeit, zu sehen und zu wissen, dass viel zu viele Gegenden dieser Welt von Armut, Ungerechtigkeit und Gewalt zerrissen werden.

Wie schön ist es, sich in der Natur auf den Weg zu machen: Wandern, Fahrrad fahren, segeln oder eine Runde joggen. Wie traurig ist es im selben Moment, dass ungezählte Menschen im Nahen Osten, in der Ukraine, in verschiedenen Ländern Afrikas oder in unsicheren Booten auf dem Mittelmeer unfreiwillig auf dem Weg sind; Auf der Flucht vor Verfolgung, Vergewaltigung und Tod.

Wie schön ist es, wenn Menschen lebenssatt sterben können. Wenn wir uns von Angehörigen und Freunden in der dankbaren Gewissheit verabschieden, dass Sie ihr Leben gelebt haben, und zwar in Fülle. Wie traurig ist es zur gleichen Zeit, dass Viele von uns schon am Grab von Geliebten stehen mussten, die viel zu früh, ungerecht, sinnlos und unter großem Leiden sterben mussten.

Unendlich viele Erfahrungen zwischen Freude, Glück, Erleuchtung und Fülle auf der einen, Schmerz, Trauer, Ohnmacht und Leere auf der anderen Seite machen Menschen auf der ganzen Welt, jeden Tag.

Unsere Welt, unsere Wirklichkeit, unser Leben: Wahnsinnig schön und zur gleichen Zeit sehr, sehr traurig.

Ambivalenz ist vielleicht die eine prägende Konstante, die mein Erleben mit dem aller Menschen vor und mit mir verbindet. Beides, Mut und Angst, Hoffnung und Enttäuschung, Freude und

Trauer, gehört zu meiner Lebenswirklichkeit. Es gibt immer wieder gute Gründe, Gott zu danken. Und dann gibt es die Momente, in denen alles woran ich glaube, nichts wert zu sein scheint. So spannungsreich, so ambivalent und so zerrissen ist die Welt.

Und trotzdem glauben wir. Wir glauben, wie Menschen es seit mehr als zwei Tausend Jahren tun. Juden, Christen, Muslime und Glaubende anderer religiöser Traditionen. Mit den Psalmbetern, den Missionsgemeinden des Paulus und der Umma in Medina verbindet uns diese Erfahrung von Freude und Trauer, von Hoffnung und Verzweiflung in unseren Lebensgeschichten.

In den uns überlieferten Texten in Bibel und Koran bezeugen Glaubende zu den verschiedensten Zeiten dieses „Trotzdem“ des Glaubens.¹ Michael Schreiter hat uns eben die deutlichen Worte des Jakobusbriefes vorgelesen. Paraphrasiert heißt es dort: „Wenn du angefochten, geprüft und versucht wirst, falle nicht ab. Glaube trotzdem. Sei nicht unbeständig in schwierigen Zeiten. Glaube trotzdem.“

Bis heute ist es vor allem die Sprache der Psalmen und des Gebets, die alle, auch die widersinnigen Aspekte menschlicher Erfahrung vor Gott zum Ausdruck bringt. Elif Emirahmetoglu hat uns eben die Jona-Erzählung aus Bibel und Koran in Erinnerung gerufen: Jona ist in einer Sackgasse. Vom Fisch verschluckt gibt es keinen Ausweg für ihn. Er glaubt trotzdem und drückt dies in seinem Gebet aus.

Im Predigttext aus den Abschiedsrede des Johannesevangeliums wird auch von einer spannungsreichen, von einer zutiefst ambivalenten Erfahrung erzählt. Eine Erfahrung, die die Jünger Jesu machen.

Ihr Leader, die Person zu der sie hochschauen, von der sie lernen, mit der sie tolle, unvergessliche Erfahrungen gemacht haben, nimmt sie beiseite und eröffnet ihnen, dass er sie verlassen wird. Er wird diese Welt verlassen. Er wird zum Vater zurückkehren. Die zwölf Jünger, die geliebten Freunde von Jesus merken zwar, dass es ernst wird, aber was genau bedeutet das Gerede ihres Meisters? Die Worte von der Rückkehr zum Vater bleiben kryptisch für sie. Wohin will er gehen? Sie sind verunsichert.

In der johanneischen Erzählung wird deutlich, dass Jesus weiß, wie schwer es für seine Jünger ist, zu verstehen, was auf sie zukommt. Er erkennt die Dramatik der Situation, der er sie aussetzt, wenn er nicht mehr da ist. Deswegen versucht er Hoffnung zu stiften: „Ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen.“ Eine Durchhalteparole?

¹ Vgl. z.B. Hiob; Mt 15,21–28; Koran 2,155.

Die Zeit vor dem Wiedersehen wird keine einfache Zeit werden. Hass, Verfolgung und Martyrium kündigt Jesus seinen Jüngern an. Er schwört sie ein, nicht abzufallen. Sie sollen trotz der Dinge, die auf sie zukommen, glauben.

Ich lese aus dem 15. und 16. Kapitel des Johannesevangeliums:

(Joh 15,26–16,4)

„Wenn aber der Paraklet kommen wird, den ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird Zeugnis geben von mir. Und auch ihr seid meine Zeugen, denn ihr seid von Anfang an bei mir gewesen. Das habe ich zu euch geredet, damit ihr nicht abfallt. Sie werden euch aus der Synagoge ausstoßen. Es kommt aber die Zeit, dass wer euch tötet, meinen wird, er tue Gott einen Dienst damit. Und das werden sie darum tun, weil sie weder meinen Vater noch mich erkennen. Aber dies habe ich zu euch geredet, damit, wenn ihre Stunde kommen wird, ihr daran denkt, dass ich's euch gesagt habe.“

Die ersten Hörer*innen, für die das Evangelium geschrieben wurde, befanden sich in einer radikalen Umbruchsituation. In einer Zeit der Verunsicherung. Sie hatten den Anschluss an ihre Community, die Synagoge, verloren. Das Zentrum des sozialen und religiösen Lebens war futsch! Sie waren zu Ausgestoßenen geworden.

Der Text spielt aber auf noch drastischere Erlebnisse an. Verfolgung und Mord aus religiösen Gründen. Das, was Juden, Christen, Muslime, Aleviten und Jesiden immer wieder in der Geschichte und bis heute in verschiedenen Gegenden der Welt erleiden müssen. Auch die Motivation der Verfolger, die im Text genannt wird, ist uns heute bekannt: Durch Verfolgung und Tötung meinen sie, Gott einen Dienst zu erweisen.

Damals wie heute, in schmerzhafter Erinnerung an Pogrome gegen Juden, die Kreuzzüge und den Blick auf die schockierenden Meldungen aus dem Einflussgebiet des sogenannten Islami-schen Staates bleibt die Frage: Wie in aller Welt können Menschen meinen, Gott einen Dienst damit zu tun, andere Menschen im Namen Gottes das Leben zu nehmen? Als Glaubende egal welcher Religion müssen wir immer wieder kritisch unsere eigene Tradition betrachten. Wir müssen bekennen, dass das Potential zur Legitimierung von Gewalt im Namen Gottes in unseren Traditionen steckt. Als mündige Glaubende müssen wir überkommene Interpretation unserer Heiligen Schriften entlarven und immer wieder neu verantwortungsvoll überdenken, was wir vertreten können und was wir vertreten wollen.

Zurück in die Geschichte des Johannesevangeliums:

Trotz des Abschieds ihres Meisters und Freundes, trotz sozialer und religiöser Diskriminierung und Verfolgung, trotz drohendem Leid, sollen die Jünger im Text nicht verzweifeln. Sie sollen trotzdem glauben. Jesus sagt zu ihnen: „Aber dies habe ich zu euch geredet, damit, wenn die Stunde der Verfolgung kommen wird, ihr daran denkt, dass ich’s euch gesagt habe.“

Der Jesus im Text spricht also Klartext mit seinen Jüngern. Er nimmt kein Blatt vor den Mund und spricht die Gefahr der Isolierung und der Verfolgung aus. Er tut allerdings auch ein Zweites. Denn obwohl Jesus seinen Abschied von dieser Welt ankündigt, lässt er seine Freunde nicht allein: Jesus verspricht den Parakleten. Der Paraklet, den wir meist als den Tröster verstehen. Ein heiliger Beistand und Fürsprecher. Geist der Wahrheit oder einfach: Heiliger Geist. Wenn wir diesen Geist der Wahrheit als Tröster verstehen, ist deutlich: In der komplexen Welt, in der Welt zu der auch Ungerechtigkeit gehört, ist der Mensch auch nach Jesu Abschied nicht gänzlich auf sich allein gestellt. Gottes Gegenwart wird da sein – ist da – als Trost.

Paraklet kann aber auch „Heraus-“, und „Zusammenrufer“ meinen. Der Paraklet spendet also nicht nur Trost, sondern ruft vielmehr aus der Resignation, aus der Lethargie und Ohnmacht angesichts von menschlichen Erfahrungen heraus, die ungerecht sind und verzweifeln lassen. Er ruft zusammen zur Gemeinschaft, zur Besinnung auf das, was verbindet und was trägt. Er ruft die Jünger, die ersten Adressaten des Johannesevangeliums aber auch uns heute heraus aus der Verzweiflung angesichts der Ambivalenz unserer Lebenswirklichkeit.

Der Paraklet, den Jesus hier seinen Jüngern verspricht und der von Gott kommen soll, vermag also auch uns herauszufordern. Trotz der widersprüchlichen Erfahrungen in unserem Leben, nicht alles hinzuschmeißen, nicht alles über Bord zu werfen, nicht zu fliehen, sondern vielmehr an unserem Glauben festzuhalten. Glaubt trotzdem – ruft der Paraklet uns zu!

Zu Glauben heißt freilich nicht: Alles ist schön und das Leben ist ein einziges langes Happy End. Das Traurige, Sinnlose und Widersprüchliche der Welt bleibt. Es gehört zu unseren Leben, zu unserer Welt dazu! Warum aber dann festhalten am Glauben? Warum Standhaft bleiben im Glauben? Warum nicht einfach der Verzweiflung freien Lauf lassen und an nichts und niemanden mehr glauben?

Die Geschichte von Jona, die Forderungen des Jakobusbriefs, die Abschiedsrede von Jesus an seine Jünger und die Erfahrungen von glaubenden Menschen heute zeugen von der Zumutung, aber auch von der Tragfähigkeit des Glaubens. In den überlieferten Geschichten, wie in der Lebensrealität von uns heute ist doch Glaube vor allem das: Vertrauen und hoffen. Vertrauen und hoffen auf Gott.

Vertrauen in Zeiten der Erfüllung und des Glücks. Und Hoffnung in Zeiten der Ausweglosigkeit und der Bedrohung. Vertrauen auf Gott, der herausfordert, begleitet, mitleidet und tröstet. Hoffen auf Gott, der versteckt, abwesend und unverständlich sein kann und dann doch wieder als der gegenwärtig wird, der es gut mit uns meint. Vertrauen auf Gott, der in Jesus transparent geworden ist als der, der bis zum Letzten alles auf sich nimmt. Sterben für seine Freunde (vgl. Joh 15,13). Hoffen auf Gott, der als Tröster, Fürsprecher, Heraus- und Zusammenrufer gegenwärtig erfahrbar bleibt. Vertrauen auf den, der Gebete hört. Hoffnung auf den, der Jesus nach der Kreuzigung auferweckt hat.

Deswegen bleibe ich dabei: Ich glaube trotzdem. Trotz der Welt, die uns alle umgibt.

Hinzufügen möchte ich lediglich: Ich glaube auch weil. Ich glaube, weil ich hoffe. Ich glaube, weil ich auf Hilfe, auf Menschen, auf mich selbst und auf ein gutes Ende hoffe.

Ich glaube auch, weil ich vertraue. Weil ich Gott vertraue.

Ich glaube, weil ich Gott – trotz allem – vertraue.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.